

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aurore und Point-du-Jour. Nachtstuben-Legende

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Aurore und Point-du-Jour.*

Wachtstuben-Legende.

Zu jener Zeit maßen die Grenadiere sechs Fuß, und die Tochter des Königs setzte sich an's Fenster, um sie zu sehen, wenn sie am Schlosse vorbei defilirten, Trommeln und Pfeifen an der Spitze. Man hätte sie für eine Mauer von Paladinen ansehen mögen, die so im Ganzen vormarschirte. Da war nicht ein Zopf um Haarbrette länger als der andere, und alle Kamaschenküdpfe sahen wie an einer Schnur aufgezogen aus. Darüber darf man sich nicht wundern, denn die Rekrutirungs-Unterofficiere brachten aus allen Provinzen die schönsten Leute für ihre Kompagnien zusammen, wie man aus den schönsten Blumen eines Gartens sich einen Strauß bindet. Es waren in der That so schöne Truppen, daß man späterhin aus ihren Ueberresten gemeine Soldaten genommen, und Marschälle von Frankreich daraus gemacht hat.

Nun waren unter den Grenadieren der verschiedenen Corps die vom Regiment des Königs ohne Widerrede die schönsten. Prachtvolle Leute! und welch' reiche Uniform! weiße Röcke, himmelblaue Aufschläge und orange Borden. Wenn Ihr sie gesehen hättet, an einem Paradedage, frisch rasirt und neu eingepudert, Ihr hättet die Soldaten für Offiziere und die Offiziere für Generale gehalten.

Das Regiment des Königs lag damals in Garnison zu Nancy in Lothringen, in der hübschesten Stadt Frankreichs, in gerader Linie gebaut, wie ein Bataillon unter dem Gewehr, ein guter Aufenthalt und angenehmes Leben für den Soldaten, nur daß der Wein dort etwas theuer ist. Und gerade

* Unsere Leser erinnern sich wohl noch der allerliebsten launigen Schilderung Hackländer's, die wir unter dem Titel „Wachtstubenabenteuer“ vor nicht gar langer Zeit mittheilten. Sie war treu dem Leben entnommen; die Menschen darin waren Porträts; der Ton, die Farbe, Alles lokal. Hier folgt nun ein vollkommenes Gegenstück, das wir dem Französischen entlehnten. Es ist eine ähnliche Schilderung, die aber nur den treuherzig-einfältigen Ton von der Wahrheit borgt und nichts weiter als ein Märchen ist, ein Märchen, wie es die Phantasie junger, muthiger Kriegeskneben wohl erfinden kann in guter Stunde, und das dann gleichsam zwischen den Wänden der Wachtstube fortweht und immer wieder auftaucht in dem Gedächtniß der Alten, wenn junge Leute zum Erstenmale die Wache beziehen. Uns schien die ganze Erfindung einen eigenthümlichen Reiz zu haben. D. R.

so, wie die Grenadiere jenes Regiments über die ganze Armee den Vorzug behaupteten, so war unter diesen Grenadieren der schönste, der ruhmwürdigste, Desoeillets, zubenannt Aurore, ein großer Languedoker Bursche, trefflich wohl gewachsen, fest wie ein Page, brav wie ein Säbel, konnte lügen wie ein Marktschreier, war ein Schönggeist, ein guter Tänzer, Musikant auf der Pfeife, ein Fechtmeister auf den Hau- und Stoßdegen. Märchen wußte er zu erzählen, die eine Hauptwache die ganze Nacht munter erhalten konnten, und singen, wenn er im Zuge war, Lieder, Märsche, Romanzen und Liebesklagen, von hier an bis an den Morgen, ohne eines zum Zweitemale zu singen. Ihr könnt leicht denken, daß Aurore bewundert war von seinen Kameraden, geachtet von seinen Obern und gern gesehen von den Mädchen der Garnison; da er nun mit seinem Stande nicht anders, als zufrieden seyn konnte, und nichts Schöneres auf der Welt wußte, als Grenadier im Regimente des Königs zu seyn, so ließ er auch seinen jüngeren Bruder, Jean Desoeillets, kommen, daß er ebenfalls Grenadier werden sollte.

Es war auch ein schöner Mann, der junge Desoeillets, nur einige Striche kleiner als sein Bruder. Man gab ihm den Beinamen Point-du-Jour. Von allen Seiten wurden ihm in der Kompagnie Belehrungen und Zuvorkommenheiten zu Theil, so daß er der zweite Theil von Desoeillets dem älteren, zubenannt Aurore, in Kurzem zu werden versprach, zur Ehre des Corps.

Wie es aber geht! Nichts war besser geeignet dazu, ein niederträchtig böshaftes, eifersüchtiges Gemüth zu erbittern, als gerade solche wohlwollende Aeußerungen. Point-du-Jour wurde dem Major Lerpiniere verhaßt, der doch selbst nur ein Soldat des Glückes gewesen; grimmig, hart, brutal, war der Major in der Kompagnie nicht beliebt, und solche Zeichen von Freundschaft, die an einen kaum angeworbenen Selbstschnabel verschwendet wurden, machten seine Eifersucht rege. Eeht übrigens zu, wie Ihr in mancher schwarzen Seele den unmerklichen Fleck findet, der sein Gift so lange ausströmt, bis endlich ein tödtlicher Haß daraus geworden ist; gebt Euch Mühe, das unmenschliche Gefühl zu begreifen, was keine niederträchtige Rache, wo sie bequem zu haben ist, verschmäht; das sind Dinge, worüber ich Euch keine Erklärung geben kann, Gott sei Dank!

Einem Major war es etwas Leichtes, einen Grenadier in Arrest zu schicken. Point-du-Jour brachte seine meiste Zeit im Arrestsaale des Quartiers zu. Fehler, Widersetzlichkeit, Verstöße gegen die Disciplin kreuzten sich auf seiner Dienstliste; nie fehlte es an Vorwand für die Züchtigungen. — Es kam so weit, daß die Kompagnie in ihrer Entrüstung sich unter sich verständigte, Point-du-Jour in seinem Dienste Beistand zu leisten, um die Ungerechtigkeit jener Strafen an den Tag zu bringen. Aurore stand an der Spitze dieses Bündnisses; aber lange Zeit blieb alle Wachsamkeit und Vorsicht ohne Erfolg.

Ihr kennt die Kaserne zu Nancy nicht? Wenn auch, es wäre doch einerlei, denn hier handelt es sich von den alten Kasernen, die schon längst weggeschafft sind. Hinten im Hofe, in einem einstöckigen Gebäude arbeitete der Waffenschmied des Regiments, und dort war es, längs dieses Gebäudes hin, wo der Major täglich um elf Uhr die Musterung der Kompagnie vornahm. Die Grenadiere stellten sich auf in einer geraden Linie, und wenn Ihr die alte Strenge der militärischen Haltung kennt, so werdet Ihr wohl glauben, daß sich an der ersten Kompagnie vom Regimente des Königs gewöhnlich nichts zu tadeln fand; die braven Leute, von der

Kofarde, weiß wie eine Lilie, bis zum Absatz des Schuhs, glänzend schwarz wie Steinkohle, schienen jeden Tag wie aus dem Schränkchen hervorzukommen.

Der Major, sein spanisches Rohr in der Hand, schritt langsam vor und hinter der Fronte vorbei, verweilte bei einem jeden der unbeweglich stehenden Grenadiere, und betrachtete sie, einen nach dem anderen, mit einem Auge, das für den Augenblick wenigstens die Eigenschaft eines Vergrößerungsglases hatte.

Nun aber geschah es, daß der Major an jedem Tage, wenn er hinter Point-du-Jour stehen blieb, sich schweigend bückte, seinen heillosen Finger auf irgend eine Stelle der Uniform des jungen Soldaten setzte, und mit dumpfer Stimme das einzige Wort sprach: ein Fleck!

Der Sergeant wußte, was dieß zu bedeuten habe, und merkte in seinem Büchlein hinter dem Namen Point-du-Jour vierundzwanzig Stunden Polizeisaal an.

Nachdem sich die Reihen aufgelöst hatten, umringten die Grenadiere den Unglücklichen, und überzeugten sich nur allzubald von der Wahrheit der Sache: ein schwarzer Fleck auf der blendenden Weiße der Uniform fiel deutlich in die Augen.

Der unglückliche Point-du-Jour schwitzte vom Tagesanbruch an, um sein Zeug zu pußen; seine Kameraden hielten darüber eine vorgängige Musterung. Nichts half es, unerbittlich haftete immer der Finger des Majors auf dem unbegreiflichen Fleck, der zwar seinen Ort aber nicht seine Farbe änderte, und immer ein Mittel fand, an irgend einer schönen Stelle der Uniform sich einzuschleichen.

Eines Tages hatte Aurore in seiner kraftvollen Hand sein Bajonnett krumm gebogen, und ging, es wieder herstellen zu lassen, zum Waffenschmied um die Stunde der Musterung; während nun der Waffenschmied das Bajonnett herstellte, trat Aurore ganz sachte an's Fenster, von wo aus er die Kompagnie in Linie sehen konnte, den Rücken ihm zuwendend, und den Major, der seine gewöhnlichen Pausen machte, und sich dann wieder in seinen schweren Schritten setzte. Als er zu Point-du-Jour gekommen war, bückte er sich wie Jedemal, und — und Aurore kehrte sich ganz erbläst nach dem Waffenschmied um, und fragte ihn, ob er nicht etwa eine geladene Flinte da habe. Als der Waffenschmied über diese Frage erstaunte, wurde Aurore zum Glück wieder gelassener, und schien einen besseren Entschluß zu fassen.

Wißt Ihr, was Aurore gesehen hatte? Er hatte gesehen, daß der Major Kerpinere, wie er hinter der Reihe herging, tückischer Weise mit dem Finger über seine mit Fett und Kienruß geschwärzten Schuhe strich, und dann mit diesem Finger auf Point-du-Jours Uniform den Fleck selbst machte, den er zu entdecken vorgab.

Nach geendigter Musterung erzählte Aurore den Hergang ganz trocken seinem Bruder, und fügte hinzu: Point-du-Jour, halte Deinen Zorn zurück, wie natürlich er auch ist, und gib uns keine Probe vom süßlichen Temperament zum Besten. Deine Unschuld glänzt so hell, wie Deine Patronentasche, Deine Sache ist gerecht, verdirb sie nicht. Ich will mit den älteren Soldaten reden, es wird dem Obristen angezeigt, und wir wollen dem Major einen Meisterstoß beibringen, von dem er sich nicht mehr aufhelfen soll.

So war es besprochen; zur Stunde der Mahlzeit war die Kompagnie um die königlichen Suppennäpfe versammelt, und nun nahm Aurore das

Wort mit einer Beredtsamkeit, die nicht einmal einen so empörenden Gegenstand nöthig gehabt hätte, um alle Gemüther hinzureißen. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ward ihm zur Antwort, und wie mit einem einzigen Zuge tauchten sich alle Löffel ein in die massenhafte Suppe.

Kaum hatte die Berathschlagung ihren Anfang genommen, als sie leidet! durch einen großen Tumult, der in der Kaserne sich erhob, unterbrochen wurde. Der wachhabende Trommelschläger schlug den Wirbel, der Posten trat in's Gewehr, und es kamen Füsiliere mit Thränen in den Augen und sagten dem von seinen zornentbrannten Kameraden umgebenen Aurore, daß man so eben Point-du-Jour in den dunklen Kerker geworfen und zugleich den Major verwundet in sein Zimmer getragen habe. Dieß war nun gerade so viel, als hätte man Point-du-Jours Tod angekündigt.

Der unglückliche Desoeillets der jüngere, war dem Major begegnet und hatte ihn in der ersten Hitze des Zorns mit Kolbenschlägen zu Boden gestreckt. Gerade mußten einige Unverständige dazu kommen und ihn abhalten, daß er ihm den Garaus machte.

Aurore ergriff seinen Hut, von gutem, schönbordirten Filz, und drückte ihn platt an der Wand und schrie im Kasernenstyl, der unendlich verliert in der Uebersetzung:

Point-du-Jour ist verloren!

Und wirklich wurde Point-du-Jour zum Erschießen verurtheilt. Man kennt den Gang des militärischen Verfahrens, Haß und Rachgier trieben noch den Major, es recht zu beschleunigen. Er befahl, daß Point-du-Jour von seiner eigenen Kompagnie erschossen werden solle.

Aurore ging zum Major und fragte ihn, ob er verlange, daß er auf seinen Bruder schießen solle; der Major erwiderte, das Reglement enthalte keine Ausnahme, und man werde keine solche machen. — Aurore sagte dann, er würde sich lieber selber vor den Kopf schießen, und der Major entgegnete, das stehe ihm ganz frei. Die Grenadiere, die dieß wußten, baten Aurore, sich zu fügen.

O, wenn Ihr die Betrübniß gesehen hättet, die am andern Morgen sich über das ganze Quartier verbreitet hatte! Der Trommler, der früh Morgens die Reveille schlug, ließ große Tropfen auf die Trommel fallen, die sich mit den Trommelschlägeln zu einem gemeinschaftlichen Wirbel vereinigten. Man hätte glauben mögen, die Reveille, welche den Anfang des Unglückstages bezeichnete, sei ein Todessignal für das ganze Regiment.

Nachdem die Grenadiere aufgestellt waren, zog man Point-du-Jour aus seinem Kerkerloche hervor, man nahm ihn zwischen die Reihen, den Profosß voraus, und setzte sich in Marsch, mit umgekehrten Musketen; die Trommeln schlugen den Trauermarsch, die Grenadiere, in dumpfem Schweigen, bewegten sich mit weiten Schritten vorwärts, und, was bei ihrer Freundschaft für Point-du-Jour sehr verwunderlich war, kein einziger weinte, aber noch nie hatten sie grimmiger und furchtbarer ausgesehen. Der Major marschirte an der Spitze der Kompagnie, böshast auf sein Rohr sich stemmend, den Hut in die Quere, den Zopf rechts und links wedelnd nach dem Takte, was so recht unbarmherzig sich ausnahm.

Man kam hinter dem Friedhose an, der auf der Rückseite eines Abhanges in einiger Entfernung von der Stadt gelegen war; am Fuß einer Mauer war dort eine Grube ausgegraben. Point-du-Jour kniete am Rand der Grube nieder, der Profosß verband ihm die Augen und sprach ihm zu: Muth gefaßt, aber ganz leise, aus Besorgniß, der Major möchte es hören.

Dieser überschaute die Vorkehrungen mit ruhigem Auge; dann, wie wenn er zum Exerciren kommandirte, kehrte er sich zu der in Schlachtforderung aufgestellten Kompagnie, und hob, etwas zur Seite gewendet, den Stock in die Höhe. Die Tambours schlugen auf dieß Signal, und hielten ein, wie sie den Stock wieder abwärts sinken sahen.

Grenadiere! — Gewehr in Arm!

Das Kommando wurde ausgeführt, auf einen Zug, metallklingend und schüttelnd wie Symbelnschall. Der Major überflog die ganze Linie mit raschem Blicke.

Macht Euch fertig — schlägt an!

Alle Gewehrläufe, gleich einer großen durch eine einzige Feder bewegten Maschine, senkten sich schief gegen den Major hin. — Mechanisch, der Gewohnheit nach, hatte er gerade noch Zeit, zu schreien:

Feuer!

Der Major stürzte zur Erde, durchlöchert wie ein Sieb.

Nun liegt die Stadt Nancy nicht weit von der Gränze, wie Ihr wißt, und gerade an der Gränze stand damals die kaiserliche Armee in drohender Stellung. Was thaten die Grenadiere vom Regiment des Königs? Sie warfen den Leichnam des Majors in die Grube, ließen Point-du-Jour laufen und schickten einen Trompeter an ihren Obristen, ihm sagen zu lassen, man möge aussprechen, die erste Kompagnie vom Regiment des Königs habe nichts weiter als Gerechtigkeit gehandhabt, widrigenfalls sie mit Waffen und Gepäcke gleich Point-du-Jour in kaiserlichen Dienst übergehen würden.

Was war da zu thun? Ein Staat entschließt sich nicht leicht, eine Kompagnie Grenadiere, wie diese war, einzubüßen. Der Obrist verzieh, und die Grenadiere kehrten in's Quartier zurück, Trommeln an der Spitze, wie sie ausmarschirt waren.

Aber es fehlte viel, daß Desoeillers der ältere, zubenannt Aurore, damit zufrieden gewesen. In seinem tiefen Verdrusse konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß sein Bruder, ein Desoeillers, ein Grenadier von des Königs Regiment, im Dienste der Feinde Frankreichs stehen solle, so gut er auch dort aufgenommen war; denn bekanntlich hatte der Kaiser Point-du-Jour unter seine Uhlanen aufgenommen, und ihn sogar in der ersten Herzensfreude an seine Tafel eingeladen; doch ist dieß nicht so ganz bewiesen worden. — Aurore setzte sich also in den Kopf, die Begnadigung seines Bruders auszuwirken, und vertraute sich darüber seinen Kameraden an, denen er sagte, daß er den Kapitän darum bitten wolle.

Und wenn er Dir es abschlägt? fragten sie.

So bitte ich den Obristen.

Und wenn der Obrist Dir es abschlägt?

So gehe ich zum König und bitte darum.

Dagegen war nichts zu sagen; ein Jeder bewunderte diese edle Beharrlichkeit. — Aurore ging also zum Kapitän und bat um Gnade für Point-du-Jour. Der Kapitän schlug es ihm ab. Aurore, wie er gesagt hatte, wendete sich an den Obristen: der aber schlug es ebenfalls ab.

So gehe ich also zum König, sagte Aurore. Unwandelbar in seinem Vorhaben, sagte er seinen Kameraden Lebewohl, hing sein Päckchen an die Säbelspitze, und dahin ging er im raschen Schritt, und unterwegs singend aus voller Brust; denn Aurore war von Natur so aufgeräumt, daß auch sein Mißgeschick ihm das Singen nicht verleidete; was ihn gleichwohl nicht hinderte, so gut zu marschiren, daß er wundervolle Etappenstationen machte;

die Leute, welche auf der Landstraße bei ihm vorüberkamen, Reiter, Handelsleute, Mönche, Hirtenjungen, Kutscher, bewunderten den hübschen Soldaten, der so trefflich sang, mit einer Feldblume zwischen den Zähnen, den Hut auf dem Ohre, die Nase gerade aus.

Hübscher Grenadier, wo geht es hin?

Nach Paris zum König.

Glückliche Reise, hübscher Grenadier!

Da geschah es nun, am Abend eines schönen Tages, daß dicke Regentropfen fielen, und Aurore, der den Himmel dicht überzogen sah, war sehr verlegen um ein Obdach; er mochte seinen Schritt beschleunigen, wie er wollte, der Sturm und das Gewitter liefen schneller als er. Endlich erblickte er am Saum eines Waldes ein Lichtchen, das in einem mit Stroh gedeckten Häuschen brannte, er ging ihm nach.

Poch! poch!

Wer ist da?

Ein Grenadier von des Königs Regiment, Desoeillets der ältere, zubenannt Aurore, der sich gern einen Augenblick unterstellen möchte.

Der Holzhauer öffnete die Thür, und wie er einen hübschen Soldaten sah, mit offner, heiterer Miene, so sagte er:

Ihr kommt zur gelegenen Zeit, wir wollen eben zu Nacht essen, Ihr könnt mit uns essen.

Aber — sagte Aurore — schönen Dank immerhin für die Höflichkeit — ich habe nicht viel Zeit übrig, mich aufzuhalten, denn ich muß noch zur Nachtherberge ankommen.

Der Holzhauer schaute zur Thür hinaus nach dem Himmel.

Mein braver Soldat, das könnt Ihr nicht, denn da ist ein Wetter, das die ganze Nacht anhalten wird. Wir können Euch ein Bett geben, da sollt Ihr schlafen, und morgen frühe könnt Ihr wacker Eure Reise fortsetzen.

Blitz, mein braver Mann, Ihr bleibt mit Eurer Gefälligkeit nicht auf halbem Wege: großen Dank, die Hand her! sagte Aurore, und schüttelte dem Holzhauer herzlich die Hand. Er warf seinen Säbel hin, schüttelte seinen Hut aus und fing an, mit seinem Wirth zu schwätzen, während er am Kamin sich trocknete.

Indessen breitete des Holzhauers Frau ein graues, recht reinliches Tischtuch über den Tisch aus, auf das Tischtuch setzte sie schön geblümete Teller, und in die Teller that sie eine gute Krautsuppe, die ihren Duft umher verbreitete. — Und während Sturm und Regen im Walde tobten, sagte der Holzhauer zu seinem Gaste:

Nun setzen wir uns zu Tische, das ist besser, als bei solchem Wetter im Freien herum laufen.

So setzten sie sich an den Tisch, den Rücken gegen das Feuer gewendet, wo die dürren Reisbündel lustig knitterten.

Raum aber hatten sie einige Köffel voll gegessen, als man an der Thür klopfen hörte.

Poch! poch!

Wer ist da?

Ein armer Reisender, der sich einen Augenblick unterstellen möchte.

Soll ich aufstehn? fragte die Frau.

Aufgemacht, sagte der Holzhauer, denn hier ist ein braver Soldat, der gegen Gefindel uns wohl wird beschützen können.

Die Frau öffnete die Thür, und man sah einen ganz durchnästen Mann hereinkommen, der ein Edelmann im Jagdkleide zu seyn schien.

„O, recht gut! sagte der Holzhauer, Ihr kommt zur gelegenen Zeit, wir wollen eben zu Nacht essen, und Ihr könnt mit uns essen.“

Der Unbekannte bezeugte sich sehr erkenntlich für diese Aufnahme, trank und aß mit gutem Appetit und ohne Umstände, dann fragte er, ob man ihm nicht ein Nachtlager geben könne.

„Meiner Treu! sagte der Holzhauer, wir haben nur ein Bett, und das habe ich so eben dem braven Grenadier da angeboten; aber, wenn es Euch nicht zuwider ist, mit ihm zu theilen, so werte ich, er wird Euch die Hälfte abtreten.“

Der Unbekannte erwiderte verbindlich: er hege die größte Achtung für die Soldaten, er habe selbst die Muskete getragen und es werde ihm eine große Ehre seyn, einen solchen Schlafgenossen zu bekommen. Aurore antwortete hierauf, wie man leicht denken kann.

Die Unterhaltung war angeknüpft, und der Fremde fragte Aurore, ob man wissen dürfe, was er in Paris machen wolle. Dieser nahm hiervon den Anlaß, ihm seine Geschichte zu erzählen, zum großen Vergnügen des Holzhauers und dessen Frau. — Er schloß dann mit den Worten:

„Ich habe meinen Kapitän um Point-du-Jours Begnadigung gebeten, und er hat mir sie abgeschlagen, ich habe meinen Obristen darum gebeten, mein Obrist hat sie mir abgeschlagen, ich gehe nun, den König darum zu bitten.“

„Und wenn der König sie Euch abschlägt? sagte der Unbekannte.“

Aurore fuhr rasch mit dem Kopf herum, warf dem Fremden halb rückwärts einen Blick zu, worin Ueberraschung und Reue zu lesen und rief aus, mit einer heftigen und gebieterischen Armbewegung:

Dann mag er — —!

Alles, was Aurore sagte, seine Geberde, sein Blick, gaben solchen Herrscherfinn und edlen Stolz zu erkennen, daß der Holzhauer, die Frau und der Fremde ganz erschreckt davon wurden. Es kam ihnen nicht zu Sinne, daß man darauf nur etwas erwiedern könne, und sicherlich hielten sie es für unmöglich, daß Se. Majestät sich einer solchen Antwort werde aussetzen wollen; sie beobachteten ein ehrerbietiges Schweigen und aßen weiter.

Einsweilen, nahm Aurore das Wort wieder, trinken wir auf seine Gesundheit.

Recht gern, sagte der Holzhauer und füllte die Gläser.

Der Unbekannte ließ sich nicht bitten, und man trank dreimal die Gesundheit des Königs von Frankreich.

Nachdem so das Abendessen in Ruhe geendigt war, legte man sich zu Bette, und Aurore ermangelte nicht, seinen Schlafgenossen durch seine gute Laune zu erheitern.

Am andern Morgen, sehr frühe, nahm der Unbekannte Abschied und schlug einen kleinen Fußpfad, quer durch den Wald, ein; er hatte keine Viertelstunde zurückgelegt, als er einem glänzenden Gefolge von Offizieren, Pagen und Edelenten begegnete, die von allen Seiten herbeigekommen waren, ihn aufzusuchen. Sie stiegen von den Pferden und entblößten das Haupt, als sie ihn sahen, denn der Unbekannte war Niemand anders, als der König selbst. Er bestieg ein schönes Pferd, das man ihm vortrafte, setzte beide Sporen ein, und kehrte in aller Eile nach seinem Schloß Versailles zurück.

Bei seiner Ankunft ließ er seinen Haushofmeister und das Hofgesinde kommen und sagte ihnen: wenn dieser Tage ein Grenadier von des Königs Regiment kommt, so und so gestaltet, so und so von Miene und Angesicht, und nach mir fragt, verfehlt nicht, es mir anzuzeigen, und man soll ihn hin-
aufgehen lassen.

Wirklich wurde einige Tage hernach (Denn so gelenk Aurore auch war, so marschirte er doch nicht so hurtig, wie des Königs Pferd) Sr. Majestät gemeldet, es sei am Thore ein Grenadier seines Regiments, so und so aussehend, der ihn zu sprechen wünsche.

Als bald kleidete der König sich gehörig an, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Faust, und schritt, vom ganzen Hofe gefolgt, in den Saal, wo sein Thron stand, und nachdem er sich unter dem Baldachin niedergelassen hatte, umgeben von seinen Officiren, was ein glänzendes Schauspiel abgab, so sagte er: Laßt ihn hereinkommen.

Aurore war beim Eintritt etwas verblüfft von diesen majestätischen Anstalten; doch ging er unerschrocken mit militärischem Schritte bis an die Stufen des Thrones und salutirte ordonnanzmäßig.

Was willst Du? sprach der König.

Sire, ich komme, Ew. Majestät um Point-du-Jours Begnadigung zu bitten.

Nachdem der König ihm die Erlaubniß gegeben, sich zu erklären, so erzählte Aurore die Geschichte seines Bruders, als er zu Ende gekommen, sagte er, daß er um Point-du-Jours Begnadigung seinen Kapitän gebeten habe, und als dieser es abgeschlagen, seinen Obristen, der es aber gleichfalls abgeschlagen habe. — Darum, fügte er bei, bin ich gekommen, Ew. Majestät darum zu bitten.

Nun nahm der König das Wort mit einer Feierlichkeit, die seiner ganzen Umgebung Schauer einjagte bis in die Wurzeln ihrer Haare, wenn gleich die Hofleute damals Perrücken trugen.

Und wenn ich Dir es abschlage?

Der böshafte Grenadier hatte aber wohl bemerkt, daß der König jener Fremde war, der beim Holzhauer mit ihm zu Nacht gegessen hatte; er warf daher den Kopf zurück mit einer Zuversichtlichkeit, worüber der Hof in Stauen gerieth, und den Arm mit eben so viel Anstand als Stolz ausstreckend, entgegnete er:

Sire, was geredet ist — dabei bleibt es!

Der König brach in lautes Lachen aus, was den ganzen Hof in Verlegenheit setzte, denn das Lachen wollte kein Ende nehmen.

Morbleu! sagte endlich Se. Majestät, Du mußt gleich mit mir zu Nacht essen. Geh und erwarte mich im Küchenzimmer. Und Ihr, daß man ihn gut bewirthe.

So wurde Aurore auf öffentliche Kosten beherbergt, gespeiset, mit Wäsche versehen, acht Tage lang, nach deren Ablauf er seinen Bruder Point-du-Jour ankommen sah, den man mit der Post geholt hatte. Dieß war sogar, sagt man, ein Gegenstand vieler diplomatischen Unterredungen geworden, denn der Kaiser hatte an Desoeillets dem jüngern solches Behagen gefunden, daß es alle Mühe von der Welt kostete, ihn loszubringen.

Kurz und gut, der König ließ die beiden Brüder Desoeillets beisammen und machte sie zu Offizieren seiner Garde, überhäufte sie mit Wohlthaten und beehrte sie mit seiner Gnade. So sehr, daß Desoeillets der ältere, zubenannt Aurore, in der Folge Souverain, ich weiß nicht, von welchem hyperboräischen Reiche ward, in Folge der erstaunlichsten Revolutionen, die jemals die Dinge kopfüber, kopfunter gekehrt haben, seit Grenadiers Gedanken.



Korrespondenz der Zeitschrift.

Aus Oberschlesien.

Sie haben so freundlich durch die Vermittlung Ihrer trefflichen Zeitschrift, meinen An- und Aufruf zur Bekämpfung der Branntweinpest vorbereitet, daß ich mich verpflichtet erachte, Ihnen darauf bezügliche Mittheilungen von allgemeinem Interesse zu machen. Die Erfolge der Mäßigkeitsvereine gränzen hier an's Wunderbare und zeigen, daß in unserm Volke noch Elemente bestehen, deren Vorhandensein wir nicht einmal geahnt haben. — Die Provinz Oberschlesien umfaßt wohl eine Million Menschen, und hat alles das in üppiger Fülle was den vereinstigten Reichthum bedingt; hier den reichsten Boden, die fettesten Triften, die herrlichsten Schaafherden, dort die innereschöpflischen Kohlengruben die reichsten Eisenerze und jenes Mineral, welches nirgends sonst in dieser Hülle vorhanden, den Zink. Um die Bedeutsamkeit des letzteren Schages zu erweisen, mag die Eine Thatfache genügen, daß eine einzige Grube, die Scharleigrube, alljährlich zwischen zwei und drei mal hundert tausend Thaler reine Ueberschüsse gewährt, ein Ertrag, den keine Gold- oder Silbergrube abwerfen dürfte. — Hierzu rechne man noch eine zahlreiche, überaus ansehnliche, durch Nichts verwöhnte Bevölkerung, und man wird meine Behauptung nicht zu lähn nennen, welche diese Provinz als das vereinstigte Belgien Preussens verkündet. — Allerdings lastet für den Augenblick die Folge unserer ultraliberalen Handelspolitik schwer, ja beinahe untraglich auf uns Allen, und die ewigen Konflikte mit einer Justizverwaltung, welche allaugenblicklich, ihren Standpunkt verlassend, politisch reformirend der Gesetzgebung vorgreift, berühren uns schmerzlich, aber wir wissen, welche erhabene Sonne uns leuchtet, und daß jene trüben Wolken, welche ihre belebenden Strahlen uns theilweise noch umhüllen, nur in den niederen Regionen sich erzeugt haben. — Ein Nebel gab es jedoch für uns, welches ärger als alle andern, Ein Krebs zehrte am geistigen wie am leiblichen Marke unseres Volksthebens, dem nichts gewachsen war, die grüne tliche Branntweinpest. Vom achtzigjährigen

Greise bis herab zum neugeborenen Kinde betraunt und Alles. Was der Bauer, was der Tagelöhner, was der Berg- und Hüttenmann sich erwacht, war im Voraus schon ein Eigenthum des jüdischen Schenkers. — Die Preussische Gesetzgebung hatte zwar im Jahre 1806 die Abhängigkeit des Hinterlassenen vom Gutsherrn vernichtet, aber eine andere Hürigkeit hatte neu sich begründet, eine Leibeigenschaft sich gestaltet, zehnmal ärger denn jene, die Herrschaft des Branntweins. — Als ich meinen ersten Aufruf gegen dieses Uebel erlies, hegte ich wenig Hoffnung des Gelingens, hatte ich doch außer der Leidenschaft der Menschen selbst, das dreifache Interesse des Staates, der Gutsherrn und der jüdischen Schenkwirthe gegen mich. — Dennoch verzweifelte ich nicht und trat beim Jahreswechsel mit bestimmteren Vorschlägen auf, namentlich mit einer Aufforderung an die katholische Geistlichkeit. — Diese hat denn auch einen Erfolg gehabt, den man gesehen haben muß, um daran zu glauben. — Ein frommer einfacher Priester, aber dabei so gottvertrauend, daß er ohne alle Mittel den Bau einer großartigen Kirche in Deutsch-Pinkar begann und vollendet, wozu er Aktien auf den Himmel ertheilte, wandte sich wegen der Art und Weise, wie man die Enthaltensvereine zu begünstigen habe, an den Kapellan Seeling in Dobnabritz, welcher längere Zeit bei dem Vater Mathew in Jeland gewesen. — Als er darauf gehörig vorbereitet an's Werk sich machen wollte, da führte ihm der Himmel das trefflichste Werkzeug zu. — Der Guardian eines Franziskanerklosters in Polen, Pater Stephan Brzozomski, welcher sich den geachtendsten Abkömmlingen Auslands mit Eifer widersetzt hatte, war mit Mühe nur der Transportation nach Sibirien entflohen und hatte bei uns ein Unterkommen gefunden. — Dieser, ein bereiteter begabterter Mönch trat, der erste Mäßigkeitsapostel in der gesunkensten Gegend Oberschlesiens, zuerst auf. — Warum es läugnen, daß die Trunksucht nicht allein eine Eigenschaft des gemeinen Mannes geblieben, sondern selbst, wenn gleich nur selten, in den Regionen Verbreitung gewonnen,

von wannen die Gegenhilfe hätte erstehen sollen! — Aber wie schön sühten die Bekehrten ihre Schuld, und wie bewährte sich im segensreichen Erfolge der biblische Spruch, „daß mehr Freude ist über Einen bekehrten Sünder als über tausend Gerechte, so niemals gestraucht.“ — Als deren Einer die Kanzel betrat und in Mitten seiner dem Trunke ganz ergebenen Gemeinde und tief zerkränkten Herzens ausrief: „Ich war ein Sünder, und Ihr seid mit und hinter mir vorwärtsgeschritten auf dem Wege der Sünde, aber jetzt habe ich abgeschworen diesem Laster und Ihr werdet hinführo auf dem lichten Pfade mir folgen, wie Ihr auf dem finsternen es gethan!“ — Da brach alles in eine unerklärliche Nührung aus, und Alle entsagten dem Branntwein. —

Nach einer Predigt des Vater Stephan in Nicolai entsagten gegen viertausend Menschen, unter denen die größten Säufer sich befanden, dem Branntwein. Gleich einem elektrischen Schläge erschütterte die Enthaltenssache, einmal vorerst, die entferntesten Theile der Provinz. — Da wo die Geistlichen noch säumten, da traten die Gemeindeglieder selbst zusammen und forderten zum Beitritte sie auf; nirgends war ein Zwang, nirgends eine Aufregung durch Weibhülfe des Fanatismus; war es doch, als ob allen den Tausenden mit Einem Male die Schuppen vom blöden Auge sich lösten. — Sah ich doch selbst eine dem Trunke ergebene Gemeinde in feierlicher Prozession, mit klatterndem Banner, unter Musik und frommem Gesange eine Meile weit hinziehen zur Kirche und einstimmig das Gelübde ablegen. Seit wenig Monden erst begannen die Vereine und schon sind mehr denn Hunderttausende hinzugetreten; so gleichzeitig eine ganze Eskadron des zweiten Ulanenregimentes. — Ein auffallendes Begebnis trug anfänglich zur Ausbreitung nicht wenig bei. — An einem kleinen Orte bei Moskowitz widerlegten sich die Bewohner, zumal die Trinker, auf das Halsstarrigste allen Aufforderungen ihres Geistlichen, und ein Paar der größten Säufertinnen traten absichtlich während der Kirche zusammen, um bei einer Flasche Branntwein ihrer Erbitterung freien Lauf zu lassen. Der

Himmel war klar und heiter und nichts deutete auf ein Gewitter hin, da verdichteten sich plötzlich die Wolken, der Blitz schlug in die Hütte ein, warf die Weiber, jedoch ohne Beschädigung zur Seite und entzündete den Branntwein. — Nicht diese Weiber allein, sondern die ganze Gemeinde entsagte dem Trunke. — Mit der Nacht des Branntweins war auch die der Schenker gebrochen; hunderte von Wirthshäusern stehen leer die Brennerreien gehen ein und überall entstehen neue Branereien, auch auf Kartoffelbiere berechnet. — So kurz auch erst der Zeitraum, so auffallend schon die Folgen. — An dem allmonatlichen großen Löhnungstage der Berg- und Hüttenarbeiter, wo die Stadt Beutken sonst mit Hunderten von Betrunknen angefüllt zu seyn pflegte, wo wenig Silbergrößen nur dem Armen zu Theil wurden, weil Alles im Voraus für entnommenen Branntwein dem Schenker verpfändet war, da waltete jetzt schon am 4 Mai ein ganz anderer Geist. — Nicht die Schantkätten, sondern die Kirchen waren gefüllt, kein Betrunkener war sichtbar, und die nüchternen Bergleute brachten ihren vergnügten Familien, Fleisch, Brod, Butter, Bier und Meth nach Hause. — Wenn gleich das von mir als so dringend ersuchte Erfasmittel im Allgemeinen noch nicht vorhanden, so ist doch indirect schon durch die bessere Kost, eine Folge des größeren Verdienstes dargeboten. — Bemerkenswerth ist es hierbei, daß unter den Tausenden von also entfaselten eigentlichen Säuferten nicht Einer über Unwohlsein klagt; Alle besaunten, den ganz verlorenen Appetit und Schlaf hiedurch wieder gewonnen zu haben; Keiner behauptet, daß die Entbrängung ihm schwer falle. — Näher auf die Sache einzugehen, würde Ihre Geduld wie die Ihrer Leser ermüden heißen, aber es bleibt unbedingt ein nicht psychologisch sondern nur — zu erfassendes Problem, daß bei uns eine so uraltschliche Revolution entstehen und sich verbreiten konnte. — Von diesem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, werden die hiesigen Enthaltensvereine zu einem „Europäischen Ereigniß“, und deshalb bitte ich mir für diese Darlegung ein Plätzchen in Ihrer trefflichen Europa aus.

Wir v. Döring.

Beurtheilungen.

Ein deutscher Advokat. Schilderungen aus der Zeit und aus dem Leben. Von Karl Buchner. Darmstadt, Leske. 1844.

Es ist dieß ein wahres und gutes Buch, treu, einfach, ohne Selbsttäuschungen und voll treffender Bemerkungen. Wir haben hier keine Charakteristik des Advokaten ohne den Hintergrund der Persönlichkeit, keinen Advokaten „an und für sich“, es wird uns auch nicht ein willkürliches, romanhaftes Leben gebildet, sondern es ist Karl Buchner in seiner Stellung als deutscher Advokat, welcher uns gegenüber tritt. Er gibt uns demnach hier keine Bilder „was ich erlebte“, denn das „Ich“ steht erst an zweiter Stelle,

der Stand als Advokat an der ersten, aber er gibt uns auch kein trockenes Bündel von Erfahrungen und Beobachtungen; die Persönlichkeit ist es, welche diese durchdringt und ihnen Frische und Leben verleiht.

Das Buch zerfällt in eine Reihe von Aufsätzen, die in keinem eigentlichen Zusammenhang stehen, von denen einige sogar nur auf einen zufälligen Grund hin unter den obigen Titel gebracht zu seyn scheinen. Indeß wollen wir hierüber nicht rechten; was uns Buchner gibt, ist ebenso anziehend, als tüchtig nach Gefinnung und Gedanken, eben so sehr von rein menschlichem als rechtsgeschäftlichem Interesse. Zuerst erzählt er uns, wie er überhaupt Advokat ward, — aus denselben Beweggründen, wie so viele andere

Juristen —, er schildert uns sein kleines, junges Familienleben sehr schön, und berichtet uns weiter von den Eindrücken, welche das Leben in der Praxis auf ihn gemacht hat, wobei es an Blicken auf die Zeit nicht fehlt. Dann gibt er uns die Geschichte einer Untersuchung, in welche er selbst in den unterfuchungsreichen Zeiten am Anfang der dreißiger Jahre verwickelt wurde, er stattet von dem Ursprung und der Fortbildung der Poeterei in ihm Bericht ab, von dem Liede des Schülers für die freiwilligen Jäger, von den Universitätsjahren, von den fröhlichen Gelegenheitsgedichten der späteren Jahre u.; er erzählt heitere Scherze im Kreise der Freunde und Kollegen, eine merkwürdige Geschichte, in welcher er rechtlicher Beistand war, u. A. — mit allen Zeichen innerer und äußerer Wahrheit, und mit Bemerkungen, welche den Nagel auf den Kopf treffen.

Ich glaube, daß Karl Buchner's deutscher Advokat die treue Spiegelung des deutschen Advokatenlebens nach den verschiedenen Seiten hin, als öffentliches, als Familien-, als gesellschaftliches Leben, enthält. Abgesehen von dem nächsten Werthe und Verdienste des Buches erhält es also als Beitrag zur Geschichte der Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert eine wesentliche Bedeutung. —

In wenigen Wochen wird in Mainz der erste deutsche Anwaltstag, die Versammlung der deutschen Advokaten, stattfinden; sein Zweck ist, durch gesetzmäßige Thätigkeit eine gemeinsame deutsche Rechts- und Gerichtsverfassung vorzubereiten. Es ist ein schöner großer Dienst, welchen der deutsche Advokatenstand übernimmt; hoffen wir, daß das Ringen dieser ehrenwerthen Männer, deren Einem wir so eben begegnet sind, dem deutschen Volke eine allgemeine Gesetzgebung, eine deutsche Gesetzgebung, möge erwirken helfen, nach welcher es schon so lange, erdrückt von Formen und Partikularitäten, aus Astenhöfen, auch wohl aus Kerkerwänden stöhnt und ruft. —

Miscellen.

Ueber Reiterstatuen in Bezug auf das in Königsberg zu setzende Denk-

mal Friedrich Wilhelm's III. Eine Vorlesung, in der K. deutschen Gesellschaft gehalten von C. A. Hagen. Königsberg. 1844. Boigt. — Auf Veranlassung der Landstände des Königreichs Preussen soll bekanntlich dem verstorbenen König eine Reiterstatue gesetzt werden. Kis hat zwei Gypsmodelle zu derselben geschickt, das eine den König in Generalsuniform, das andere ihn mit Vorbeerkranz und Fürstenmantel darstellend. Hagen thut nun dar, warum man Unrecht gethan, das letzte zu wählen; er erklärt sich für den König in Uniform; von der er nur den geschmacklosen Federhut weggelassen wünscht. In der Erörterung, welche bis dahin führt, skizzirt er eine Reihe der bedeutendsten Reiterstatuen in alter und neuer Zeit. Am Schlusse bespricht er den Aufstellungsort des Denkmals, und sagt dabei viel Wahres und Praktisches, was sich u. A. auch die Frankfurter bei ihrem Goethemonument merken könnten. Ueberhaupt können wir die kleine Schrift als sehr lesenswerth empfehlen.

Ueber Peter von Cornelius. Eine Vorlesung, in der K. deutschen Gesellschaft in Königsberg gehalten von C. A. Hagen. Königsberg, Boigt. 1844. — Eine Vorlesung ähnlich wie die vorige, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie jene eine bestimmte Absicht im Auge hat. Cornelius' Leben und Wirken wird uns hier einfach, klar, anschaulich dargestellt, die Pilgersfahrt nach Italien, der Auf nach Düsseldorf, die Besitzergreifung von München bis zu dem Ueberzuge nach Berlin, daneben das Zusammenleben mit Freunden und Mitstreibern. Natürlich tritt die Geschichte des persönlichen Lebens vor der Geschichte der Kunstentwicklung zurück. Am Schlusse finden sich einige Worte über Cornelius' bisheriges Schaffen in Berlin. Bekanntlich ist der Meister gegenwärtig von Rom, wohin er sich wegen der Entwürfe für Fresken begeben hatte, die die Arkaden eines neuen Friedhofs (sich an den zu erbauenden Dom anschließend), nach Art des Campo santo in Pisa, schmücken sollen, wieder zurückgekehrt.

Gelegenheitliches.

Wenn uns in den Prozessen Weidig's und Jordan's die Gebrechen des deutschen Strafverfahrens in nackter, schrecklicher Größe entgegenreten, so liegen doch auch noch manche kleinere Mängel, manche andere Partinäßigkeiten gegen das Recht des Einzelnen in ihm. Zu einer solchen Bemerkung bietet gegenwärtig das Verfahren gegen Dr. Jakob in Königsberg Veranlassung. Es ist all-

gemein bekannt, daß Dr. Jakob als Verfasser der Schrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ in erster Instanz zu einer längeren Gefängnißstrafe und zum Verlust der Nationalokarde verurtheilt, durch Erkenntniß des Oberappellationsfenats aber völlig freigesprochen wurde. Er wandte sich deshalb um eine Abschrift des Urtheils, die man ihm anfänglich versprochen, dann abge-

schlagen hatte (indem ihm ein Recht auf abschriftliche Mittheilung der Entscheidungsgründe nicht zustehe), unmittelbar an die Gnade des Königs und bat, daß ihm eine vollständige Abschrift des wider ihn ergangenen Erkenntnisses zugesertigt werde. Er stellte es dar, wie wünschenswerth ihm diese Urkunde zur eigenen Genugthuung wie zur offenen Abwehr möglicher Verdächtigung seyn müsse, wie diesem Zwecke jedoch nur durch Mittheilung des ganzen Urtheils Genüge geschehen könne (nicht durch das nackte, unmotivirte Wort: der Beklagte ist freigesprochen), da die Kriminalordnung in Absicht der Wirkung zwei Arten der Freisprechung unterscheidet, die „wegen erwiesener Unschuld“ und die „wegen mangelnden Beweises“, das k. preuß. Rescript vom 29 April 1817 aber diesen Unterschied in der Erkenntnisformel auszudrücken verbietet. — Die Bitte des Dr. Jakoby klang so natürlich, so aus dem Gesühle der Unschuld heraus, sie verlangte nichts als eine völlige Wiederherstellung seines Rufes in der öffentlichen Meinung, welche nur zu leicht mit jeder Untersuchung eine *levis notae macula* verbindet; zudem betrafen die Bestimmungen der pr. Kriminalordnung zwar nicht speziell diesen Fall, aber sie ließen sich kaum zweifelhaft für ihn lesen, sie wurden durch Analoges verstärkt, daß man hätte glauben sollen, das Begehren müsse Gewährung finden. Indeß war dem nicht so; Jakoby's Bitte wurde zurückgewiesen. Gegenwärtig veröffentlicht er in einer kleinen Schrift unter dem Titel „Ueber das Recht des Freigesprochenen, eine Abschrift des wider ihn ergangenen Erkenntnisses zu verlangen,“ — in welcher er den über jene abschlägliche Antwort in mehreren deutschen Blättern geführten Streit (zum Theil durch ihn selbst) mittheilt. Es ist sehr anziehend und über Manches belehrend, diese Verhandlungen der Königsberger Zeitung auf der einen Seite, der allgemeinen preußischen auf der andern, neben einander gestellt zu lesen. Am Schlusse, in welchem der Verfasser ein Resümé des guten Rechts auf seiner Seite gibt, heißt es: Man sieht, daß, wenn Jemand wegen erwiesener Unschuld freigesprochen wird, die Erkenntnisformel (die einfach nur das Faktum der Freisprechung anzeigt) keineswegs ein hinreichendes Beweismittel seiner Schuldlosigkeit ist. Wird ihm die Ausfertigung der Erkenntnisgründe vorenthalten, — wie kann er sich gegen den Angriff, daß seine Freisprechung nur aus Beweismangel erfolgt sei, verteidigen?

Der Chef der Justizverwaltung antwortet: „Jede Vertbeidigung setzt einen Angriff voraus. Der Freigesprochene wird daher den Angriff abzuwarten haben, und dann

wird ihm das Recht der Vertbeidigung nicht geschmälert werden.“

Diese Antwort kann in keiner Weise genügen. Es setzt allerdings jede Vertbeidigung einen Angriff voraus. Doch folgt hieraus nicht, daß man zuvor den Angriff abzuwarten und erst dann für die Vertbeidigung zu sorgen habe. Der Herr Minister versteht augenscheinlich unter „Angriff“ nichts anderes als — eine Erneuerung der Untersuchung. Daß diese de jure nicht möglich, habe ich allerdings aus den Urtheilsgründen gesehen. Um aber auch de facto mich sicher zu stellen, muß ich nothwendig selber im Besitze des Vertbeidigungsmittels seyn. — Allein nicht bloß von der Erneuerung der Untersuchung ist hier die Rede. Da die Erkenntnisgründe mir bei verschlossenen Thüren vorgelesen worden, sie also meinen Mitbürgern ebenso unbekannt geblieben sind, wie Verhöre, Zeugenaussagen und spitzige Momente des Prozesses; so ist bereits von Gegnern die unwahre Behauptung laut geworden, daß ich der verdienten Strafe nur wegen Mangel an Beweisen entgangen sei. Auch gegen diesen, nicht erst „abzuwartenden“ Angriff darf ich mit Fug und Recht Schutz verlangen; hierzu aber gibt es nach der Lage unseres Gerichtsverfahrens kein anderes Mittel, als die vollständige Mittheilung des wider mich ergangenen Erkenntnisses.

Man beachte es wohl! Es handelt sich hier weder um meine Person noch um einen bloßen Meinungskampf; es handelt sich vielmehr um ein allen gemeinsames Interesse: um Rechtsstetigkeit und Schutz der bürgerlichen Ehre.“

Es ist leicht ersichtlich, wie sehr diese Beschwerde Jakoby's, wie sehr das hier angelegte gemeinsame Interesse mit dem Verlangen nach Deffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens zusammenhängt. Wäre der Prozeß gegen Jakoby öffentlich geführt, wäre ihm das Urtheil öffentlich verkündigt worden, wäre ihm diese Genugthuung im Angesichte seiner gesammten Mitbürger geschehen, — wo bliebe dann noch Raum zu einer derartigen Beschwerde?

— Am 18, 19 und 20 Juli werden die Versammlungen der deutschen Advokaten in Mainz stattfinden, um sich über die Herbeiführung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung, über die Entstehung eines gemeinsamen Rechtsbuches zu beraten. Der Zweck ist groß aber das Ziel liegt noch weit, wir wollen uns nicht täuschen, wirklich noch weit. Daß neben der Aussicht auf dieses schöne Ziel in Mainz manche gesunde und tüchtige Ansicht über das bestehende bürgerliche und peinliche Rechtsverfahren zu Tag gefördert werden kann, die eine unmittelbare

praktische Bedeutung finden mag, ist begreiflich; aber die große Hoffnung liegt noch in der Ferne. Das sie aber in Erfüllung geht, ist kaum zweifelhaft; der Drang und das Verlangen in der Nation sind zu groß, als daß man jetzt noch Untersuchungen „über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung“ anstellen kann. Ueber die Verhältnisse, unter welchen die Advokatenversammlung in das Leben tritt, und über die Erwartungen, welche Deutschland von ihr zu berechnen berechtigt ist, verweise ich auf ein kleines, eindringlich und mit gutem Ueberblick geschriebenes Schriftchen, „der Deutsche Anwaltstag zu Mainz und Deutschlands Aussichten auf denselben zur Vorbereitung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung von Fr. Purgold“ (Darmstadt, Bonghaus). Es lebt in den deutschen Anwälten ein Feuereifer für ihren Beruf in der Zeit, für eine nationale Umgestaltung der deutschen Rechtsverhältnisse. Auch Herr Purgold ist ein deutscher Anwalt, — und er, der ruhige, vielleicht kalte Geschäftsmann, steht mit solcher Zuversicht den Einwirkungen des erwachten nationalen Bewusstseins entgegen, das auf diesem Gebiete seine Hülfswörter in den Advokaten findet, daß er seinen Wunsch, seine Hoffnung in der fähigsten Form ausspricht: „Möchten wir daher eine Vereinigung Justinian's und Bonaparte's (des römischen Rechts und des Code Napoleon) erzielen sehen, eine Vereinigung beider zur — totalen Vergessenheit in unserm Rechtsleben, auf daß an die Stelle ihrer beiderseitigen Madawerte ein deutsches Recht trete, deutsch durch seine innere Wahrheit, deutsch durch den Ausdruck, den es durch seine Entwicklung aus unserem Charakter, aus unserer geschichtlichen Hervorbringung und aus unsern Zuständen gewinnt“.

(Lassitte). Bei Lassitte's Begräbniß ging bekanntlich auch Veranger mit, auch Veranger weinte an seinem Grabe;* wir haben ja sogar davon gehört, daß die armen Studenten, welche ihrem Dichter ihre Liebe beweisen wollten, von den Pferden zerstreut und zertritten, von den Säbeln der Munitivgarde verwundet wurden. Ist da nicht eine neue Thräne in das Auge des Dichters getreten? Den Freund hatte er zu Grabe gebracht, den reinsten, edelsten, warmsten Freund der Freiheit, den Geldmann mit dem Herzen voller Aufopferungsfreudigkeit, den Mann, der zu rühmend sich fühlte und dachte, als daß er ein großer Staatsmann hätte seyn sollen; — und jetzt verwundete die bewaffnete Gewalt seine jungen Freunde, die ihm, dem Dichter der Freiheit, ein jugendliches Zeichen der Verehrung zu geben im Sinne hatten. Wohin ist jener Traum der Zukunft gekommen? Lafayette ist durch den

* Vergl. das vorige Heft dieses Zeitchrifts.

Tod von dem Schmerz seiner Enttäuschungen erlöst worden, der beste, handhafteste Sohn der Freiheit hat sich eben in den Sarg gelegt, rings um Paris stehen die Fort's, und die Polizei zückt die Säbel, wann einem Dichter der Freiheit gehuldigt werden soll. — Ich habe hier nicht im Sinne, zu den tausend Lobreden auf Lassitte in allen Zeitungen die tausendundeinste zu liefern. Das beste Lob eines Geschiedenen ist es, wann ihm die Hand der Feinde die Lorberkrone auf das Grab legt, wann das ministerielle Organ dem entschiedenen Gegner der Regierung nachsagt, es habe nie eine besser erworbene und edler erkaupte Popularität gegeben, als die Lassitte's, der als Staatsmann, Abgeordneter und Minister stets für das Volk der Küfersohn von Bayonne blieb, ihm stets seine ganze Liebe bewahrte. Ich schweige hier von dem Lob des Edlen, an den sich die leidende Menschheit nie ungetröstet wandte, um welchen sie Trauer anlegen sollte, wie die französische Kammer... Aber wann ich Veranger wäre, der alte, herrliche Chansonnier, dann dichtete ich in der Zurückgezogenheit meines Aufenthaltes dem todtten Freund ein Lied, ein Lied der Wehmuth, der Klage, auch ein Lied des Jornes, eine heiße, zornige Zähre auf dieses große Grab, welche mit ihm unsterblich bleiben wird, ein schönes Todtenlied vor dem eigenen Tode.

Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande liebt, das ihn geboren!

fang Veranger einst einem todtten Sohne der Republik, dessen Leiche sogar das Königlich gewordene Frankreich nicht aufnehmen wollte. Lassitte ist in dem Lande gestorben, im Schooße der Liebe, der Volksliebe, dieses Glück des Todes hat er gehabt. Und es ahnt mir weiter, als ob aus dem Liebe Veranger's, welches wir ersehen, ein eigenthümlicher dumpfer Nachhall herausstönen, als ob er auch den Kindern der Julirevolution wünschen werde, wie einst den Kindern des Kaiserthums:

Gott geb' Euch, Kinder, einen schönen Tod!

— Die Ankunft des Kaisers von Rußland in London beschäftigt die französischen Blätter wieder ziemlich lebhaft; sie müssen von Zeit zu Zeit eine Neuigkeit dieser Art haben, den König von Preußen oder den Kaiser Nikolaus in London, Viktoria in Gu u. dgl., um die politische Debatte durch einige Scherze und Anekdoten zu unterbrechen. Jetzt erzählt man sich vorzugsweise Züge zur Charakteristik des Kaisers.

Seine Ankunft in London überraschte dort ein wenig; er soll solche Ueberraschungen lieben. Die nächsten Diener seiner Wünsche sind stumm, sie führen schweigsam seine Befehle aus, so daß es ihm möglich wird, sich

lich da zu erscheinen, wo kein Mensch an ihn dachte. Als er kürzlich auf der Durchreise nach Berlin kam, trat er in das Cabinet seines Gesandten, der ganz behaglich in Schlafrock in ihm herumging und an nichts weniger dachte, als an den Besuch seines Herrn.

Man stellt auch Vermuthungen über seine erste Aufwartung bei der Königin Victoria (natürlich seitdem lange erfolgt) an und erzählt dabei eine Anekdote von einem Besuche, den der Kaiser früher gemacht hat.

Frau von Barante war zum Erstenmale in St. Petersburg angekommen, hatte sich müde von der Reise, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen und wollte sich eben zu Bett begeben, als es an der Thüre klopfte. Ihre Kammerfrau kam: Madame, ein Mann, ein vornehmer Russe, ist in Ihrem Vorzimmer.

Fragen Sie ihn, was er will, und rufen Sie Jemanden.

Die Kammerfrau ging, der Unbekannte gab ihr seine Karte, auf welcher stand „der Kaiser von Rußland“, — und trat unmittelbar darauf ein.

Man sieht, der Kaiser liebt es nicht, sich den Leuten gegenüber an Rücksichten zu binden; er selbst dagegen hält sehr darauf, diese gegen sich beobachtet zu sehen. Eines Tags war der Fürst Meternich vor dem Kaiser eingetreten und setzte sich unmittelbar, ohne eine Einladung abzuwarten, nieder.

Da sind wir in Rußland glücklicher, sagte der Kaiser, daß wir dort keine unentbehrlichen Minister haben, welche sich zu dergleichen berechtigt glauben!

Es versteht sich von selbst, daß wir diese Anekdote nicht verbürgen; man sieht ihr ihren französischen Ursprung sehr deutlich an.

— In Paris gibt es auf der Höhe der Rue de Cligny ein Haus, über dessen Thüre man die Inschrift liest: „Spital für Hunde, Katzen, Vögel und andere Thiere“. In der Rue de Cligny ist es ein Glück, kein Mensch, sondern ein Thier zu seyn; es befindet sich in ihr das bekannte Schuldgefängniß, — und in ihm ist nicht einmal eine Krankenkube. Die ist ganz in der Nähe: aber man denke sich einmal weiter als Gegensatz zu diesem Ort, wo die reichen Leute in schönen, reinlichen Behältern ihre kranken Lieblinge, ihre Wachtelbündchen und Papagaien pflegen lassen, die dunkeln Quartiere, in welchen alle Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft, sittlich und körperlich, vorliegen, in welchen uns Elend und Laster mit wahnsinnigen Blicken ansehen, für welche es kein Spital gibt, keine Hülfe und keine Theilnahme, es sei denn allensfalls die, welche während des Lebens der verschiedenen Mysteres lebendig wird.

— Vielleicht wird Paris theilweise aufhören, Konzentrationspunkt für alle Bestrebungen Frankreichs zu seyn. Die Journalistik wendet sich in Organen, welche von den bedeutendsten Namen verrieben sind, nach der Provinz. Bekannt ist es, daß Lamartine, seit er entschieden zur Opposition übergetreten ist, eine Zeitschrift „Le bien public“ in Macon begründet hat. Nun läßt auch George Sand die ihrige, „Clairleur“, in Orleans erscheinen, eine Zeitschrift, welche als Retter für das arme, unterdrückte Volk, für das Elend in den arbeitenden Klassen kommen soll. Möglich ist es, daß noch namhafte Größen, vielleicht auch von andern Parteien, diesem Beispiele folgen werden; nicht unmöglich ist es, daß nach hundert Jahren Frankreich Ähnlichkeit mit dem gegenwärtigen Deutschland hat, wo auch die bedeutendsten Organe aller Richtungen und Arten nicht in den Hauptstädten der beiden Staaten entspringen, welche an der Spitze der deutschen Macht stehen.

— Wir haben bereits das neue Buch Chateaubriand's, das Leben Rance's angezeigt. Daß es auf die Pariser Tagespresse nicht vielen Eindruck machte, war begreiflich. Diese bewegte Journalistik ging mit einem Achselzucken und halben Lächeln an dem Werke vorbei, dessen ascetischer Inhalt ihr außer aller Beziehung zur Gegenwart zu stehen schien. Jetzt erklären sich aber auch die frommen Blätter gegen das Buch. So sagt der Ami de la Religion: „Wir haben das Erscheinen von Chateaubriand's Leben Rance's angezeigt. Wir bitten unsere Leser, diese Anzeige nicht als eine Empfehlung einer Schrift zu betrachten, deren Lektüre uns eben so sehr betrübt als überrascht hat.“ — Warum das? wissen wir nicht. Sollte Chateaubriand, dieser tiefe, gläubige Geist, den Frommen nicht fromm genug seyn? Unmöglich. — Man glaubt in Frankreich, die Geistlichkeit sei vielleicht darüber entrüstet, daß hier auch Rance's früheres, weltliches Leben veröffentlicht werde. Aber will denn die französische Geistlichkeit die ganze Geschichte ignoriren oder purificiren, in der so oft aus den ärgsten Kindern der Welt die frommsten Bäder, die aufopferndsten Dulder geworden sind? —

— Mitten in allem Unglück des bürgerlichen Kriegs hat sich in Spanien doch der Eifer für die Förderung des inneren Wohls wach gehalten. Seine Blicke sind auf das Ausland gerichtet, welches sich seit lange der Segnungen erfreut, die in ihm der Kampf der Parteien nicht konnte aufkommen lassen. Ein Don Manuel Barzanalla reist gegenwärtig im Auftrag des Ministers des Innern nach Frankreich und England, um dort den Zustand des öffentlichen Unterrichts, des Pan-

dels und der Industrie kennen zu lernen. Freilich muß Don Barzanalla etwas von einem Universal-Genie an sich haben, wenn er für die Pädagogik eben so viel Verstandniß hat, wie für den mercantilen und industriellen Fortschritt. Zu gleichem Zwecke geht ein anderer spanischer Schriftsteller, Don Enrique Gil, nach Deutschland und nach dem Norden von Europa.

Wir brachten jüngst eine interessante Abhandlung über die Verwendung der Trüffel, von dem Herrn Gr. v. S., jetzt erhalten wir ganz zufällig eine Nachricht, die

Nachrichten.

(Wien.) Es liegt ein Heft vor uns „Statuten des Wiener Schutz-Vereins für aus Straf- und Verwahrungsorten entlassene Personen.“ Es gilt hier, den Unglücklichen, welche durch Verletzung der Gesetze dem strafenden Arme der Gerechtigkeit anheim gefallen sind, nach überstandener Strafzeit den Weg zum Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft zu bahnen, dieselben auf solche Weise vor dem Rückfalle in die Irwege des Lasters und Verbrechens zu bewahren, und für eine ehrbare und nützliche Thätigkeit wieder zu gewinnen. Dieser Zweck soll durch Unterbringung der Schützlinge bei Arbeit- und Dienstgebern, durch Unterricht, durch persönliche Ueberswachung, und endlich durch Unterstützung mit Geldmitteln erreicht werden. Die Statuten selbst erscheinen ganz dem edeln Plane angemessen, dessen Nothwendigkeit sich in einer großen Stadt um so bringender herausstellt, je größer hier auf der einen Seite die Arbeitslosigkeit, und je lockender auf der andern die Hinwendung zu neuen Vergehen und Verbrechen ist. Wir heißen jenen Verein im Namen der Menschlichkeit herzlich willkommen.

(Berlin.) Man hat ein Lustspiel von Raupach „die feindlichen Brüder“ aufgeführt, und dies gab Veranlassung, daß die treffliche Wolff, die seit längerer Zeit krank gewesen, wieder einmal vor dem Publikum erschien. Das Publikum lachte über die satyrischen Anspielungen und die possenhaften Elemente des Stücks. Niemand wird diese Wirksamkeit den komischen Produktionen Raupach's abschreiben wollen, allein Lustspiele sind sie nicht, eben so wenig Kunstwerke, die vor der Kritik Stand halten können. Gewöhnlich besteht das Ganze darin, daß der Dichter irgend ein Zeitthema aufgriff, und nun darum und daran eine lockere Scenereiche schlottern ließ, in der sich närrische

wir als Zusatz zu jenem Artikel zu veröffentlichen keinen Anstand nehmen. In der Gegend von Eichstädt in Baiern werden nämlich Trüffel gefunden, deren Arom denen der Perigordtrüffel nicht nachstehen soll. Allein die Leute in dortiger Gegend, überlassen diesen kostbaren Fund, den der Erde Schooß verbirgt, den wühlenden Schweinen, und denken nicht daran, Hunde zu ziehen und die sogenannte Trüffeljagd zu betreiben, um sich einen reichen Erwerb und ihren weniger stumpsinnigen Nebenmenschen einen Genuß zu verschaffen. Es ist kaum zu denken, im Jahre 1844.

Masken vor den Augen der Zuschauer herumtummeln. Es sind keine wirklichen Menschen, die wir zu sehen bekommen, sondern Karikaturen, die von irgend Einem, der die Verschämtheit karikirt, zum Besten gehalten werden. Das Zeitthema, wird nicht etwa zum Mittelpunkt, aus dem sich Alles entwickelt und zu dem Alles erklärend und beruhigend zurückkehrt, sondern es wird bald bei Seite geschoben, um irgend einen Schwank, oder eine Fopperie auszuführen, und eine leicht erfundene Liebesgeschichte zum Abschlusse zu bringen. Der Dialog ist weit entfernt von dem, den verständige Menschen unter sich führen, er ist eben so Karikatur wie alles Uebrige, und schiedt sich in so fern für das Maskenhafte der Figuren und das Possenhafte der ganzen Anlage. Das Ansprechendste sind die satyrischen Ausfälle, die jedoch aller Feinheit entbehren, allein um desto wirksamer erscheinen. Dies nur erwirbt den Raupach'schen Lustspielen momentanen Beifall, die sich daher nicht länger erhalten werden, als die Thorheit gekannt ist, der die Ausfälle gelten. — Eduard Devrient hat Abschied genommen, um nach Dresden überzugehen. Fünf und zwanzig Jahre hat er in Berlin gelebt, verehrt, geliebt, nach allen Seiten hin anregend. Eduard Devrient war hier eine der Erscheinungen, welchen nicht die unmittelbare Einwirkung von der Bühne genug erscheint, sondern welche auch eine mittelbare Fortbildung der deutschen Bühne zu erstreben suchten. Seine neue Stellung wird ihm hoffentlich diese Bestrebungen erleichtern. Tasso war die Rolle, in welcher er Abschied von dem Berliner Publikum, man darf wohl sagen: von seinen Berliner Freunden, nahm. Man sagt, er habe anfänglich Hamlet wählen wollen, ich weiß es nicht, genug, Tasso war es. Sein Erscheinen wurde mit lebendiger Theilnahme begrüßt, der Beifall folgte seinem Spiel, daß

er am Schlusse allgemein hervorgerufen wurde, war natürlich. Die Worte des Scheidens kamen aus dem Herzen. Es hat mir leid gethan, daß dieser Trennung gegenüber, die von beiden Seiten eine tiefgefühlte war, der Berliner Korrespondent der Zeitung für die elegante Welt sich über Devrient's letztes Auftreten in Worten ausgelassen hat, die erfüllt schwerlich einer Kunstkritik würdig sind, dann aber in einem schneidenden und grausamen Kontraste zu diesem letzten Auftreten nach so vielen Verdiensten stehen. Ich mag jene Worte nicht wiederholen, ich sage nur, daß sie mir weh gethan haben, weh' auch zum Theil um des Schreibers willen. — Später wurden Devrient noch mehrere Festlichkeiten von seiner Freunden veranstaltet. — Erfreulich war uns der kolossale Kronleuchter, neun Fuß hoch und zu vierzig Kerzen, den unser König dem Vicekönig von Aegypten zum Geschenke bestimmt hat. Nicht dieses letztern Umstands wegen, freuten wir uns, sondern eine solche Arbeit im Vaterlande versfertigt zu sehen, die man noch jetzt anderswo aus Frankreich kommen läßt, indem man der Meinung ist, sie könne nur dort schön und kunstvoll versfertigt werden. Die Bronze an dem Kronleuchter hat der Fabrikant Jenne von hier auf's Trefflichste ausgeführt, und die Glasheile sind aus der Pöplischen Hütte in Schlessen hervorgegangen. Das Ganze im orientalischen Geschmack wiegt sieben Zentner. Da das Auseinandernehmen und Zusammenlegen dieser großen Massen eine Aufgabe selbst für Sachverständige ist, so muß am Ende wohl ein solcher von hier die Reise mitmachen, weil sonst die Sklaven des Pascha's etwas an dem Werke verderben könnten.

(Stuttgart.) Moritz ist eifrig bemüht, auch bei dem hiesigen Theater den Autoren die Vergünstigung des Antheils an den Einnahmen zu erringen, und hat deshalb bereits die nöthigen Schritte gethan. — Saison von Frankfurt ist bereits aufgetreten.

(Paris.) Noch einmal müssen wir von den „Geheimnissen“ reden! Von einer Geheimnißspekulation, welche es verdient, daß der Schleier von ihr weggenommen werde! Man hat in der letzten Zeit vielfach in den Zeitungen angezeigt gesehen: Les vrais Mystères de Paris par un ancien chef de la police secrète. Wenn ich nicht irre, habe ich auch bereits in Deutschland Uebersetzungen ankündigen hören, welche geradezu mit dem Namen herausrückten, — mit keinem andern nämlich, als Vibocq. Die Geschichte des Buchs ist folgende: Ein Schriftsteller, einer von den armen, namenlosen, kommt zu einem Verleger und bietet ihm ein Geheimniß-Manuscript an. Der Verleger will wohl auch mit Geheimnissen spekuliren; aber er

meint, es sei gut, wenn ein effectreicher Name sich zu dem Unternehmen hergäbe. Man kommt auf Vibocq; — auf wen hätte man besser kommen können? Man bietet ihm 6000 Fr., wenn er vor der Welt als Urheber des Nachwerks gelten wolle. 6000 Fr. sind nicht zu verachten, Vibocq ist es zufrieden; vorher erbittet er sich nur das Manuscript, denn man kann doch nicht unterzeichnen, was man nicht einmal gelesen hat! Kaum aber hat er jenes, so weigert er sich, es zurückzugeben, wenn man ihm nicht vortheilhaftere Bedingungen stelle. Man zankt sich, droht, geht endlich zum Gerichte; dort löst sich die Sache durch einen Streit, welcher beide Theile befriedigt, — und das Buch erscheint. Die Leser wissen jetzt, was sie von den „wahren Geheimnissen“ zu halten haben und lieber wieder zu der Dichtung greifen, als zu diesen Nothheiten, welche sich für Wahrheit ausgeben. —

(London.) Zuerst von einer politischen Angelegenheit, die aber auch ein anderweitiges Interesse hat. Der verstorbene kunstliebende Herzog von Sussex hat beamtlich einen Sohn aus seiner ersten Ehe mit Lady Augusta Murray hinterlassen, den Sir Augustus Frederic d'Este. Dieser spricht nun als rechtmäßiger Erbe seines Vaters die Pairshast an; ein Comité aus dem Oberhaus untersucht seine Ansprüche. Jene Heirath war zuerst in Rom, dann in London, bride Male heimlich, vollzogen worden und wurde später getrennt. Sir Augustus behauptet aber, daß die Verordnung Georgs III die Heirath seiner Eltern nicht faktisch habe scheitern können. Das Interessanteste bei der Sache sind die Briefe des Herzogs an Lady Augusta Murray, welche zur Begründung der Entscheidung gleichfalls haben vorgelegt werden müssen. Sie athmen eine sonderbare Glut der Leidenschaft; — das Herz ist alt geworden, aus welchem sie kam, der Leib dick und unförmlich, in welchem dieses Herz einst schlug, und nun, nachdem es sich für ewig zur Ruhe gelegt hat, werden der Welt noch diese Zeugnisse seiner inneren Unruhe enthüllt. Der Herzog war damals zwanzig Jahre alt, Lady Augusta einige Jahre älter. Einmal schreibt er ihr, am dem Morgen ihres Vermählungstages: Bei Allen, was es Heiligtes in der Welt gibt, gelobe ich, daß ich bis zur Stunde meiner Trauung nichts essen werde, und wann diese nicht kommt, so soll mein Versprechen mit mir sterben. Nichts kann meinen Entschluß ändern. Wenn uns Gama (der Priester) nicht trauen will, so sterbe ich! — Ich hatte mich nach Hamptoncourt begeben, um die Rapphaelischen Cartons zu sehen. Allein als ich mich der herrlichen Avenue von alten Kastanienbäumen näherte, die gerade in voller Blüte standen, zogen mich diese so sehr an und von aller

Kunst ab, daß — verdammen oder verpöten Sie mich immerhin, wenn Sie können! — daß ich mich bis zum Abend in Ihrem Schatten umhertrieb. Der tiefdunkle grüne Dorn, den Myriaden von weißen und rosenrothen Büschen, wie leichte Flämmchen, schmückten, machte mich Raphael ungetreu. Sein großer Geist möge es mir verzeihen. Ich habe noch nie solche Baumriesen in solchem Schmucke gesehen, und es ist nicht zu läugnen, daß die englische Landschaftskunst, von den königlichen Parks bis zu den Umgebungen der kleinsten Hütte, ihres gleichen sucht und einen unüberstehllichen Reiz übt. Wie wäre es sonst wohl auch möglich, daß die Poeten in dem nebligen Albion, so schön die Natur besungen hätten? Shakspeare gibt uns rein arabisch Schilderungen und Thompson? und endlich jeder englische Dichter, von dem ernstlichen Puritaner bis zum eleganten Schöngest — sie Alle haben irgend eine Episode, die einen Sommernachtsstraum enthält.

Die königliche Akademie hat indes ihre Säle eröffnet. Nach dem ersten Besuche zu urtheilen, so scheinen jene ersten Studien, welche die Ausschmückung der Parlamentssäle zur Modefache macht, den Malern und Akademikern von Nutzen gewesen zu seyn. Die Farbe der Bilder ist noch immer zu englisch, d. h. sie gefällt sich stets in zu schroffen Gegensätzen, allein ihre Zeichnung nähert sich dem Korrekten. In dem kurzen Ueberblick, den ich hier zu geben gedente, will ich mit den Bildnissen anfangen. Zuerst erblickte ich das des sogenannten Sieges-Herzogs Espartero, der heute der vollständig Besiegte ist, von Partridge; dann das Bild des Missionärs unter den Zigeunern George Borrow, dessen Haar früh erbleicht erscheint, von Phillips; * dann den englischen Eugen Sur, Harrison-Ainsworth, von MacLise. Im historischen Genre ist manches Bemerkenswerthe. Zuerst nenne ich die vier Marien, Maria Stuart und ihre drei Frauen, die eben so schön sind wie sie und gleich ihr heißen, vor dem finstern hagen Knor, der ihre ägyptischen Stellungen als strenger Calvinist verdammt. Es wäre an diesem Bilde nichts auszusagen, wenn nur die Gesichter nicht so roth und erhitzt ausäßen. Die Landschaften von Collins, Calcott, Stanfield sind herrlich; einen eigenthümlichen Lichteffekt zeigt das Bild von Turner, welches „Regen, Dampf und Schnelligkeit“ von dem Künstler benannt ist. Das Bild zeigt einen Dampf-wagenzug, der mit außerordentlicher Anstrengung einem Nagreggen zu entleiten sucht.

Das nächste Heft der Europa bringt ein Prachtstück aus dem Werke dieses höchstmerkwürdigen Mannes „the bible in Spain.“

der ihn zwischen den Stationen bedroht. Von Edwin Landseer sah ich einen Fischotterfang und ein „Desappointement“, nämlich eine Dame, die Jemanden erwartet, der nicht kommt. Sie ist von kleinen Hunden umgeben. Ein recht sinniges Bildchen ist eine Winternacht, ein Dammbirsch steht an einem Teiche. In dem edeln Thiere ist viel Poesie. Man begreift, daß Shakspeare's melancholischer Jaques so aufrichtig den Tod der Fische und Dammbirsche beweinen kann. Von Edwin Landseer zieht auch noch ein Bild die allgemeine Aufmerksamkeit an. Es ist die Rückkunft der Taube zur Arche. Allein trotz des Beifalls, den das Bild erhält, ist es doch nur wie eine mehr bizarre als glückliche Excursion nach der biblischen Menagerie zu betrachten. — Von Patten sieht man einen wüthenden Hercules; eine Aufgabe für einen Michel Angelo. Hier ist es nichts Anders als ein gewöhnlicher Boxer. — Von dem Anglo-Amerikaner Leslie, dem Irländer MacLise und dem Engländer Etty sind drei Fresken da, die dem Comus von Milton entlehnt sind. Es ist dieß ein Zauber-spiel, das sich den Mäskn nähert, die einst den Hof Jakob's I zu entzücken vermochten. Leslie hat die phantastischen Träume des Dichters ein Wenig zu grobsinnlich dargestellt; MacLise zeigt mehr Zartheit und Geist, allein sein Himmel steht einer bunten Tafel oder Mosaik ähnlich, die an einen chinesischen Bettstirn erinnert. Etty hatte seine Gestalten nebelhaft gehalten, und entbehren sie auch der Wahrheit, so nähern sie sich doch dem Feenhaften und sind jedenfalls sehr zierlich. MacLise's reizendstes Bild ist gewiß das, die im Walde schlafende Schöne, nach dem bekannten Feenmärchen, vorstellend. Dieses Jahr hat er ein Seitenstück dazu in seiner Lindine geliefert, das wo möglich noch poetischer ist, allein in seinem erstgenannten Meisterwerke ist die Naivität größer, vorzüglich im Wunderbaren. — Mulready, den man den Nachfolger von David Wilkie nennt, hat eine Scene des Landpredigers von Wakefield ausgestellt. Dieses Innere einer Familie ist mit Liebe gemalt, und enthält eine Menge der zierlichsten Details und zeigt eine Farbe und eine geistige Auffassung, die selten genannt werden können. Von Castale ist eine Heloise da, die in Gedanken schwärmerisch vertieft, den Vers von Pope ausdrückt:

Give all thou can'st, I'll dream the rest!*

Eine gewisse englische Züchtigkeit strahlt aus diesem Bilde. Die Aquarelle sind reich vertreten; wie gewöhnlich. Von Modellen

Sieh, was du kannst, ich werde das Uebere träumen.

zu den Dekorationen, welche die Parlamentssäle schmücken sollen, ist viel vorhanden. Darunter sind Holzsculpturen, Glasmalereien, Mosaikböden u. s. w. verstanden. Die Pläne sind von Owen Jones, der dadurch hinlänglich bewiesen hat, daß er seine Reisen in Spanien, Italien und Griechenland nicht vergeblich unternommen hat.

In diesem Augenblick verlor England den Mann, der die Kunst zu bauen und einen Bau zu schmücken wohl am Besten verstanden hat. Nicht nur schrieb er über die Architektur als ächter Dichter, sondern er baute auch als solcher. Dieß war William Beckford, von Bath gebürtig, der vier und achtzig Jahre alt, gestorben ist. Sein langes Leben hindurch war er bald genussüchtiger Reisender, bald vornehmer Herr der ausruht, bald launenhafter Künstler, bald phantasiereicher Schriftsteller; bald gefiel er sich als luxuriöser Verschwender, bald sehen wir ihn als Weisen, der dem entweichenden Glücke entsagend nachsüchelt. William Beckford wird einst ein ganz gesunder Held für spätere Romandichter seyn. Es war eine jener englischen Typen, in denen etwas von Horace Walpole und Lord Byron vereinigt war, dabei war er mit einem gefügigen Geiste begabt, der ihm die Gabe verlieh, sich von der exklusiven Vaterlandsliebe loszumachen, und das italienische, spanische und selbst orientalische Leben zu schätzen. Sein Vater, der Aldermann war und dessen Wilsäule in Guildhall steht, war ein Millionär und dabei ein Mann von Geschmack. Er liebte und schätzte die Künstler und Schriftsteller.* Sein Sohn erhielt eine sorgfältige Erziehung. Schon im Jahre 1786 erschien von diesem ein Roman Bathed, in französischer Sprache, den er selbst aus seinem englischen Original übersezt hatte. Bathed ist ein treues Abbild orientalischen Lebens und Geistes, und war ein Lieblingsbuch Byrons. Beckford schildert darin einen Kalifen, der durch seinen phantastischen Ehrgeiz fabelhafte Schätze vergeudet und am Ende selbst die ihm ergebene Zauberer und Geister gegen sich aufbringt. Als Beckford's Vater noch lebte, ging er nach Portugal, wo er in dem Kloster zu Maфра seinen Wohnsitz aufschlug; nachdem er in sein Erbe getreten war, lehrte er nach England zurück und hier trieb er es fast eben so arg, als der von ihm im Bathed geschilderte Kalif.

Sein Vater hatte ihm die Abtei von Fonthill als eine prächtige Ruine hinterlassen. Sie war abgebrannt, allein der alte

* Die Rolle, die er in dem bekannten französischen Stücke Chatterton von Alfred von Wigny zu spielen hat, ist als eine literarische Verkündigung zu betrachten.

Aldermann sagte, als man es ihm meldete: „Je nun, man baue sie wieder auf.“ Diesen Ausspruch kam sein Sohn gewissenhaft nach. Er ließ sie gänzlich abbrechen und auf den höchsten Punkt eines Hügelns setzen und das Ganze kostete ihm etwa 400,000 Pfund, etwa fünf Millionen Gulden. Einen Thurm hatte er begonnen, der bereits bis zu einer Höhe von 276 Fuß gediehen war, als er abbrannte. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern begann mit erneuerter Kraft. 460 Arbeiter schafften Tag und Nacht; Nachts waren eigene Fackelträger dabei bestellt, was dem Bauherren ein reizendes Schauspiel abgab, dem er sich mit Vergnügen überließ. Es muß auch ein eigener Anblick gewesen seyn, die Hunderte von Flammen auf- und absteigen, erscheinen und wieder verschwinden zu sehen, und das Schauspiel mußte an eine ähnliche Scene im Bathed erinnern, wo Mahomed seine Geister dem Kalifen zu einem solchen Baue sendet, die während der Nacht das Werk fördern, so, daß wenn die Maurer mit aller Anstrengung am Tage eine halbe Armslänge geschafft hatten, die Geisten spielend zwei Armslängen allnächtlich hinzusetzen. Im Innern wurde Fonthillabtei ein Museum. Es enthielt Gemälde aller Schulen, und wurde von neugierigen Besuchern völlig eingenommen, so daß der Besitzer sich am Ende genöthigt sah, sich von der Welt gänzlich abzuschließen, um einmal Ruhe zu haben. Von da an war es nur noch einigen Vertrauten möglich, zu dem einseblerischen Sultan zu dringen. Selbst der damalige Prinz Regent, Georg IV, wurde abgewiesen. Beckford antwortete ihm, daß er nur seine Freunde bei sich sehe. Die Folge dieser Abgeschlossenheit war, daß man von dem Gemüthe und seinem Bewohner die abenteuerlichsten Märchen in Umlauf setzte. Endlich mußte Beckford jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, daß man noch mehr als die Erbschaft eines Aldermanns haben müsse, wenn man in unserer prosaischen Civilisation das Leben eines orientalischen Fürsten führen wollte. Er war genöthigt, seine Besitzung zu versteigern. Als diese Nachricht in's Publikum gelangte, war ganz England auf den Beinen um die berühmte Abtei in Augenschein zu nehmen. Die Times von 1822 sagte bei dieser Gelegenheit, daß der Zustand von Fremden in der Grafschaft Wilts so groß sei, daß kein Gasthof auf länger als nur eine Nacht heberbergen wolle, und daß jede Hütte in einen Gasthof umgewandelt sei. Nachdem Fonthill verkauft war, zog sich Beckford nach seinem Geburtsort Bath zurück, baute sich dort ein Wohnhaus, nach einem kleinern Maßstab, und schmückte es mit den schönsten Gemälden und Sculpturen seines vormaligen Museums. Mit dieser Umwandlung seiner Verhältnisse veröffentlichte

er sein zweites Werk (1835), das Tagebuch seiner Reisen in Portugal, Spanien u. s. w. Ein Buch, das sich durch Geist und einer vornehmen Lebenswürdigkeit auszeichnet. Außer dem, aber schon früher, waren die Lebensgeschichten außerordentlicher Maler erschienen, die nichts als reine Erfindung enthielten, allein die einer gewissen Originalität nicht entbehren. Man kann Bedford Natürlichkeit im Style nicht absprechen, dabei besaß er Lust an einem romanhaften und excentrischen Leben. Bei solcher Neigung ist es gut über ein fettes Erbtheil verfügen zu können. Allein man sieht an diesem Beispiel, daß selbst dieses nicht immer hinreicht.

An seinem zweiten Wohnhause, das Bedford zu Bath erbaute, sah man gleich an den Söllern, die mit vergoldetem Gitterwerk geschlossen waren, an den stets zugezogenen rothseidenen Vorhängen, an den Minarets u. s. w., daß der Bewohner der einsamen Großartigkeit eines orientalischen Fürsten huldige. Das Ganze war mit einer hohen Mauer umgeben, die nur von einer kleinen Pforte durchbrochen war. Auch der Garten, der das Gebäude umgab, war ganz orientallisch angelegt. Im Innern war aber Alles schön, glänzende, abendländische Kunst. Gemälde, Bildhauerarbeiten, seine Goldschmiedsarbeiten an Tischen, Sesseln und Bänken. Ein ungeheurer Aufwand. Daß Bedford stets in beschaulicher Ruhe sein Leben hindrachte, widerlegen seine hinterlassenen Handschriften. Am seltsamsten war es jedoch, daß der Mann, der in Allem den Sitten der Christen so offenbar schroff gegenüberstand, mitten in diesem orientallischen Gebraue sich eine katholische Kapelle eingerichtet hatte. An der Statue eines Mönchs, der das Jesuskind in Armen hielt, las man die Worte: Dominus illuminatio mea. Aus der Kapelle trat man in die Bibliothek, in der sich so mancher Bücherfreund wohl gern lebendig hätte begraben lassen mögen, solche Schätze waren darin enthalten. Wenn gleich Bedford der Sohn eines Adersmann war, so war sein Vater doch nicht eine jener stumpfsinnigen Krämerseelen der City, sondern es war seine politische Gestattung, die ihn dazu trieb, diesen Posten sich zu gewinnen. Seine Vorfahren waren reiche Edelleute in Gloucestershire gewesen. Einer seiner Vorfahren fiel bei Bosworth für die Sache Richards III. Die Verbannung ruinierte die Familie. Erst später gelang es einem Peter Bedford, den Grund zu seinem neuen Reichthum in den Kolonien zu legen.

Von neuen Werken ist der vierte Band der Geschichte von England durch Lord Mahon hervorzuheben, der bis zur Regierung Georg's III reicht. Dieser Band umfaßt also den siebenjährigen Krieg, die Eroberung von Canada und die ersten englischen Nieder-

lassungen in Indien. „Eine Excursion in die Sklavenstaaten von Nordamerika“ von G. W. Featherslonbaugh, ist als eine Gelegenheitschrift zu betrachten, in dem Augenblicke, wo die Amerikaner sich nicht zu behaupten scheuen, daß zwei so verschiedene Rassen, wie Weiße und Schwarze, nicht in „fast gleicher Anzahl“ in einem und demselben Lande leben dürfen, ohne daß die Eine der Andern sich unterworfen sehe, und daß das, „was man Sklaverei nennt,“ in der That nur eine wichtige politische Einrichtung zur Erhaltung des Friedens und zu Sicherheit und Gedeihen derjenigen Staaten der Union zu betrachten sei, wo sie bestehe. Das öffentliche und Privatleben des Lordkanzlers Eldon enthält besonders wichtige Mittheilungen von Briefen. Nach so unendlich vielen Reisen in Amerika bringen die Briefe aus Canada und den Vereinigten Staaten von J. P. Goldsley doch noch Neues.

Murray's Kolonialbibliothek ist bis zur neunten Lieferung gediehen. Diese enthält „Einige Kapitel über die Berberci“ durch J. S. Drummond Hay.

Bei Longman erschien: Eine Auswahl der Reden Lord King's; ein Tagebuch einer Sendung nach Wien, von Sir Robert Adair (1806), ein Tagebuch der Lady Willoughby, die unter Karl I eine Rolle spielte.

Lady Bulwer gibt die Denkwürdigkeiten eines Russen heraus, deren Verfasser sie jedoch nicht seyn will.

Die Lebensgeschichte des Beau Brummel, der als englischer Consul zu Caen starb, wo er wie ein abgesetzter König (der Mode nämlich) einen Jahresgehalt verzehrte, erhält sich wegen der vielen Anekdoten viele Leser.

D'Israeli Sohn hat für die leichtfertige Welt einen Roman Coningsby erscheinen lassen. Von dem unerhöplichen Cooper wird ein neuer Roman in Aussicht gestellt.

Das Preisstück, „das Quiproquo,“ welches schon erwähnt wurde, rührt keineswegs von einer in der Literatur bisher gänzlich unbekanntem Dame her. Mistress Gore, die Verfasserin, ist vielmehr als Romanschreiberin bereits vorthellhaft bekannt. Das Stück wird in Haymarket aufgeführt werden. Vielleicht ist es im Stande, vielleicht war es die kluge Berechnung Websters, die englische Aristokratie wieder zahlreicher in das Theater zu führen, die gegenwärtig höchstens an der italienschen Oper und an den französischen Bandevilles Gefallen findet. Dagegen vergnügt sich der Adel an Liebhabertheatern, welche er in seinen Hotels hält. So wurde unter Andern in dem Palast der verwitweten Herzogin von Essex in Belgrave-Square ein dreiaktiges Drama, Katharina von Cleve,

aufgeführt. Man vermutet (denn die Leute, die nicht Vollblut sind, können hier ja nur vermuten), daß es nichts als eine Uebersetzung oder Nachbildung von Alexander Dumas, Heinrich III und sein Hof sei.

Personalnachrichten.

Der k. k. wirkl. Kämmerer, k. k. Leut. R. Frdr. Proffe v. Wisching ist k. k. Geh. R. und Oberhofmeister bei dem Erzherzog Karl Victor v. Este k. k. geworden.

Der k. k. Würt. Botschafter Frdr. v. Plomberg erhielt von S. M. dem Kaiser von Oesterreich den D. d. eisernen Krone erster Kl.

Die Fürstin Aurora von Thurn und Taxis, geb. Gräfin Batthyany wurde Palastdame J. M. der Kaiserin von Oesterreich.

Der k. k. Kammerjunker, Hauptm. v. Rogister, hat für den von ihm erfundenen Chartometer von Sr. M. dem Kaiser von Rußland einen Brillantring empfangen. Schon früher erhielt er für die Einsetzung dieser Erfindung von Schweden und Hestendarnstadt, so wie von den Königen von Preußen, Niederlande, Sachsen, goldene Dentmünzen.

Der Gemäldegallerie Direktor Dr. Waagen in Berlin, als Verf. der Werke über Künstler und Kunstwerke in England, in Paris und in London rühmlich bekannt, ist zugleich außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät geworden.

Der Bildhauer Fabriß, Direktor der Museen des Vaticans und des Laterans, hat von S. M. dem Kaiser von Oesterreich den Orden der eisernen Krone erhalten.

Mauch zu Berlin wurde Ritter des k. Han. Guelphenordens.

Donizetti wurde Ritter des k. Port. Ordens der unbesetzten Empfängnis.

Auf der Universität Dorpat wurde das fünfzigjährige Doktorjubiläum des Staatsraths Prof. Morgenstern, eines Deutschen von Geburt, gefeiert.

Der Chef des Handlungshauses L. Kaiser, Ant. Humann zu Mainz, Bruder des ehemaligen Franz. Finanzministers, erhielt den Orden der Ehrenlegion.

Dem vr. Regierungsdirektor Gänther wurde von der Stadt Hamburg die Erinnerungsmedaille an den großen Brand verliehen.

Nekrologe.

Zu Götz ist der Herzog von Angoulême im 69 Jahre gestorben und in der Gräbt von Castagnavizza neben seinem Vater Karl X bestattet worden. Ein Vertriebener, Heimathloser legt sich müde zu dem andern; die Bourbon's sterben in der Fremde wie die Stuart's. Was die Persönlichkeit des Herzog's von Angoulême betrifft, so wird er allgemein als ein Mann von edler Gesinnung und unbeschränkter Gutmüthigkeit gerühmt.

Der Ritter von Hofmann, k. k. Generallieut., Vicepräf. des Gen. Audit., Ehrenkreuz des k. k. Ludwigordens, Ritter der Ehrenlegion und des k. k. österr. Leopoldordens starb zu München 75 Jahre alt.

In Hounau bei Heere starb der Bankier Johann v. Huber, 85 Jahre alt, ein geborener Würtemberger, der seinem Geburtsorte Jtingen viel Gutes erzeigt hat.

In Frankfurt a. S. W. starb der k. vr. Regierungsdirektor v. Redtel.

Die artistischen Beilagen.

Wie übergeben unsern Lesern:

1) Die Frühmette. Nach einem Gemälde.

2) Original-Modell aus Paris.

August Lewald.